

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 28

Artikel: "Wippwapp" [Fortsetzung]

Autor: Franck, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641220>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sternen-Sonne in Wort und Bild

Nr. 28 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

14. Juli 1934

Sommernacht. Von Edgar Chappuis.*)

Die Erde ruht. Der Sonne letzter Schein
lodert noch rot und löscht dann langsam aus.
Am Bergeshang, da steht mein einsam Haus,
in dem ich mit der Sommernacht allein.

Rings ist es still. Im Walde rauscht der Wind.
Das Bächlein murmelt spielend seinen Sang.
Doch der Natur melodischer Feierklang
verstummt und schlummert wie ein müdes Kind.

Und Schattenhände hüllen alles ein,
was durch des Tages Lichtflut krank und matt,
am Baume regt sich noch ein träumend Blatt . . .
dann bleib ich mit der Sommernacht allein.

Sternlichter funkeln über meinem Haupt.
Ich fühl' mich mit dem ewgen All verwandt,
und was mir bisher zweifelnd unbekannt,
nun weit geöffnet meine Seele glaubt.

*) Edgar Chappuis, unsern Lesern kein Unbekannter, hat eben eine Auswahl seiner Gedichte in Buchform erscheinen lassen unter dem anspruchlosen Titel „Was der Tag gebracht“ (Heim-Verlag Adolf Dresler, Radolfzell a. B.) Wie unsere Probe zeigt, schreibt Chappuis nicht für literarische Feinschmecker, sondern für schlichte Gemüter, denen einfache, stimmungsvolle Naturbilder schätzbare Gefühlswerte bedeuten. Da der Verfasser die Eindrücke eines reichen Wanderlebens in seinen Gedichten wiedergibt, steht sich das Büchlein, das der Verlag mit einem vornehmen Leineneinband ausgestattet hat, wie eine poetische Biographie. Möge es recht vielen Lesern beglückte Stunden bringen.

H. B.

„Wippwapp“. Roman von Hans Franck.

Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München.

2

Als Gust von der Diele in die Stube zurückkehrte, stemmte Tief Micheelsen ihre beiden Fäuste in die Hüften. So hatte sie Hunderte an Kämpfen mit den übrigen neun, vom ersten bis zum sechsten, vom acht bis zum zehnten, bestanden. Mochte er loslegen, ihr in der Fremde übergeschlappter Siebter! Er hatte zwar immer seinen Kopf für sich gehabt, aber es mußte noch erst ausgemacht werden, wessen Schädel sich bei dieser Sache als härter erwies, seiner oder ihrer. Nun, wo endlich Platz und Ruhe vor den Kindern im Haus geworden war, sich aufs neue an die Wand drängen lassen und bei den Kindeskindern das alte, eingengte, quarige Leben wieder von vorn anfangen? Nee!

Nicht mal bis zur Geburt ihres Ersten, mit der Rilchen und er allerdings in sieben Monaten rechnen müßten, begann Gust das unterbrochene Gespräch an der alten Stelle, würden sie bei ihr unterzukriechen brauchen.

Er wolle doch ein Schustergeschäft in ihrem Haus anfangen, wehrte die Mutter ab. Ob er damit rechne, daß er schon in einem halben Jahr bankrott wär?

In den Baraden? Gust lachte, daß seine Widersacherin einige Augenblicke lang von der Furcht bedrängt wurde, ihr Häuschen könne zu wackeln anfangen. Ein Schustergeschäft in den Baraden? Auf der Hohen Straße!

Auf — der — H — H —? Tief Micheelsen brachte

die beiden Kiefer trotz sichtlichen Mühens nicht so weit wieder zusammen, daß sie ihren angefangenen Satz zu Ende sagen konnte.

Ja, auf der Hohen Straße! wiederholte Gust unbekümmert. Wenn ein Stich besonders gut halten sollte, müsse man die Ahle da durchs Leder bohren, wo es am dicksten sei. Je schwerer man mit dem Pickdraht durchkomme, desto geringer die Gefahr, daß das Loch ausreize. Also gerade, wo es ihr am unmöglichsten scheine, wolle er sein Geschäft eröffnen: auf der Hohen Straße. Bis alles seinen richtigen Lauf habe, dächten sie bei der Mutter in den Baraden zu wohnen. Das werde höchstens bis zu der Geburt ihres Jungen dauern. Doch selbst, wenn sie wider Erwarten Jahre bei ihr unterdükern müßten, weil er wohl die Miete für den Laden, aber nicht für eine Wohnung in der teuersten Straße der Stadt bezahlen könne, wegen des Zwölf-Werdens brauche sie nicht die geringste Sorge zu haben. Denn mehr als ein Kind zu haben — schlimmstens zwei, einen Jungen und ein Mädchen —, sei gänzlich aus der Mode gekommen.

Tief Micheelsen schüttelte lange den Kopf.

Ob dieses Kopfschütteln den Mietverhandlungen galt oder dem neumodischen Reine-Kinder-Kriegen, blieb unentschieden.

Er werde ihr das Wohnendürfen bezahlen, versicherte Gust; sehr gut bezahlen.

Wieviel?

Dreißig Mark.

Zu wenig!

Dreißig Mark für den Monat zu wenig?

Für — den —? Fiel Micheelsen drohte der Verstand stillzustehen. Denn sie hatte geglaubt, das Angebot sei für ein Vierteljahr berechnet. Aber sie war infolge mancherlei Geldkämpfen mit den Söhnen gewöhnt genug, besaß trotz ihrer Jahre auch noch so viel Beweglichkeit, daß sie sich durch eine Drehung den Schein der Ueberlegenheit zu geben vermochte: Ach so — sie verstehe — mit Essen und Trinken! Und zwar gleich vom ersten Tag an für mehr als zwei! Dafür dreißig Mark? Zu wenig! Viel zu wenig!

Nein, ohne Essen und Trinken, drehte Gust seine Mutter in die rechte Richtung. Das Kochen auf demselben Herd werde sich zwar nicht vermeiden lassen. Aber bei dem Essen aus einem Topf löffle täglich mindestens einer von ihnen Berger in sich hinein. Denn alt und jung, Medlenburgisch und Ausländisch seien nun mal nicht auf denselben Geschmack zu bringen wie Brüche auf denselben Generalnennen. Er wisse wohl, daß dreißig Mark Miete im Monat zu viel für das Hineinkriechen in ein Baradenloch sei. Aber er wolle unter den jetzigen Umständen Rikelchen die neugierigen Gesichter beim Wohnungssuchen ersparen. Also solle es zwischen ihnen nicht so genau darauf ankommen. Dreißig Mark — einverstanden?

Ob er vorauszahle?

Für drei Monate — jawohl. Mache neunzig Mark. Abgerundet — da er ihr von seiner Wanderschaft nichts habe zulommen lassen, wolle er ein übriges tun — abgerundet: Hundert, da!

Als die Mutter fünf funkelnende Zwanzigmarkstücke auf der Rechten ihres Sohnes wie auf einem Präsentierbrett liegen sah, grapschte sie zu und riß das Geld mit Haft an sich.

Im nächsten Augenblick öffnete sich die Tür. Rikelchen trat hohlen Auges ein. „Wi sünd hannels-ens worrn!“ freischrie Fiel Micheelsen — die Faust unter der blauen Kückenschürze um das Geld krampfend — ihrer Schwiegertochter zu. Jawohl — handseineig geworden! bestätigte Gust. Der Mietsvertrag zwischen ihm und der Mutter wär' abgeschlossen. Vorläufig für ein Vierteljahr. Aber das sei einstweilen genug. Wenn sie wirklich länger in den Baraden wohnen bleiben müßten, werde sich das weitere schon finden. So, nun wäre es denn aber doch wohl an der Zeit, daß Schwiegertochter und Schwiegermutter sich zum erstenmal die Hand gäben.

Rikelchen streckte der Mutter Gusts herzlich die Rechte entgegen.

Da es Fiel nicht mehr möglich war, das Geld unter der Kückenschürze unbemerkt von der einen in die andere Hand zu befördern, mußte sie sich damit begnügen, der Frau ihres Sohnes die Linke zum Willkomm zu bieten.

„Kuß geben!“ befahl Gust.

Rikelchen zauderte.

„Gehört sich so.“

Rikelchen näherte ihre Lippen langsam dem vielfältigen, zur Lippenlosigkeit verkniffenen Mund der Schwiegermutter.

„Los!“

Rikelchen schloß die Augen. Wollte der Wartenden ihren schönen jungen Mund ausliefern. Aber im letzten Augenblick riß sie den Kopf hastig abwärts und küßte der Schwiegermutter die noch immer in ihrer Rechten liegende Linke.

Da ließ Fiel Micheelsen vor Schreck die fünf Goldstücke aus der Hand unter ihrer Kückenschürze fallen.

Gust sammelte das Geld vom Fußboden auf und nun, beim zweitenmal, übergab er es seiner erstarrten Mutter.

Uebermüdet von der Reise, beschwert von ihrem Frauengeschick, zermürbt von dem Kampf zwischen Mutter und Sohn, dessen Herz und Hirn quer durch ihr Herz den Weg nahm, legte Rikelchen sich nach dem gemeinsamen Abendessen sogleich schlafen. Als Fiel Micheelsen mit ihrem Siebten allein war, forderte sie von ihm Auskunft über seine Frau.

Gust stand ihr bereitwillig Rede und Antwort.

Rikelchen, die eigentlich Friederike heiße, berichtete er, stamme aus dem Rheinischen. Dort sei ihr Vater Bauer, was etwa dasselbe bedeute wie im Medlenburgischen Büdner. Sie hätte in Krefeld, wo er zum letztenmal in seinem Leben „Gesell“ gerufen wäre, als Hausmädchen bei einem Seidentaufmann gedient. Da sie, ebenso wie er, das siebte Kind sei, allerdings das siebte Mädchen, und — im Gegensatz zu ihm — ihren Lohn an jedem Ersten leichtsinnigerweise nach Haus geschickt hätte, wo ihr Vater ihn nicht versprochenermaßen aufbewahrt, sondern für sich verbraucht habe, so besäße sie nicht viel.

Das heiße, griff die argwöhnische Mutter ein, außer der hübschen Larve, die der liebe Gott ihr vorgebunden hätte, nichts? An Geld und Gut — ja, nicht eine blanke Mark. Aber Rikelchen verfüge über andere Schätze, über solche, wie man sie in Medlenburg nicht alle Tage treffe.

Über was für Schätze? Wo sie angelegt seien?

In Rikelchen selber! Denn sie besitze einen Frohsinn, den er noch nicht einen einzigen Augenblick flügellahm gesehen hätte, einen Arbeitswillen, der nicht wisse, was Müdigkeit heiße, und vor allem eine Liebe zu ihm, die das Leben auf Erden zum Himmelreich machen werde oder, was wohl noch schwerer sei, das Herumhoden in den Baraden zum Wohnen in einem fürstlichen Schloß. Denn ihr Gust käm Rikelchen noch vor Gott dem Herrn.

Mit solch eingebildeten Schätzen werde er bei der Gründung eines Schustergeschäfts auf der Hohen Straße was Rechtes anfangen können, höhnte Fiel Micheelsen. Klein hätte er beginnen müssen. Als Junggeselle. Dann nach fünf, nach zehn Jahren, wenn er in den Baraden was vor sich gebracht habe, die Tochter eines gutgestellten Handwerksmeisters heiraten. Denn die Spedäbäude ließen niemand von der Hinterstraße in die Hauptstraße hinein, der nicht bei ihnen einheirate. Nicht alles mühselig selber zusammenschleppen, sondern sich in ein fertiggemachtes warmes Nest setzen — so 'rum gehe vielleicht der Weg zu einem eigenen Geschäft auf der Hohen Straße. Anders 'rum, auf die Weise, wie er's anfangen wolle, sicher nicht. Sie fäh's schon kommen: Er werde wie der großmäulige Vater, dessen



Blick auf Gstaad.

Worte und Taten nie übereingestimmt hätten, seine Tage in den Baracken beendeten.

Ob sie darauf eine Wette machen wollten? spottete Gust. Wenn er nach drei Jahren, gerechnet von der Stunde seiner Ankunft, nicht auf der Hohen Straße wohne, zahle er ihr 100 Mark in bar. An dem Tage aber, wo er in der genannten Zeit die Baracken verlasse, müsse sie ihm, zur Strafe für die verlorene Wette, einen Kuß geben: was ihr vermutlich ebenso sauer ankomme, wie ihn das Wegschmeißen von fünf Goldstücken.

Und das mit dem Reine-Kinder-Kriegen, freischrie die Mutter, welche die gotteslästerliche Rederei von dem Wetten einer Antwort nicht würdig hielt. Das glaube sie ihm auch nicht! Oder ob er meine, daß ihr und Schorsch an zehn zweibeinigen Mitessern gelegen hätt'? Aber was dagegen machen, wenn's wieder mal so weit mit ihr gewesen wär'?

Gust lachte.

Tiel Micheelsen zeterte.

Die Wut der Mutter über seinen Unverstand steigerte das Lachen des Sohnes, dessen Lachen über das Zurückbleibensein der Alten mehrte die Wut der Mutter. Längst war sie vom Tisch aufgesprungen, hatte wieder beide Arme in die Hüften gestemmt. Mit putterotem Kopf stand sie vor ihrem gemächlich am Tisch sitzenden lachenden Siebten, der von allen Zehn der Verdrehteste und Unverschämteste war.

Als Gust sah, daß der Spaß umzukippen drohte, stand auch er auf, trat zu der Wütenden und sagte: „Laß gut sein, Mutter!“ Weil sie aber auch jetzt ihre geballten Fäuste von ihren Hüften nicht herunternahm, so konnte er seine Ab-

sicht, ihr endlich die Hand am Tage seiner Wiederkehr nach zehn Jahren zu geben, nicht ausführen. Etwas Liebes aber mußte er der Mutter antun. Er beschloß also, ihr einmal begütigend mit der Rechten durch das zerknitterte Gesicht zu gleiten. Aber aus diesem Streicheln wurde ein Klaps.

„Du warst mi doch nich —?“ entrüstete Tiels Micheelsen sich.

Ehe sie das Wort schlagen hervorbringen konnte, lagen die Lippen des Sohnes auf ihrem verwitterten Mund. So gab Gust — wider Willen — seiner Mutter den Wiederehenskuß, zu dem ihre Schwiegertochter sich nicht hatte zwingen können.

„Watt soll son'n dumm Tüg!“ schalt Tiels Micheelsen, halb zum Schein, halb wahrhaft empört. Denn auch die Küsselei zwischen Erwachsenen war neumodischer Kram, den ihr Siebter von der Wanderschaft mitgebracht hatte, war lächerlicher Trödel, mit dem sie nichts zu schaffen haben wollte!

Gust lachte und ging zu Rikelchen in die elterliche Schlafkammer, welche die Mutter — die in das Jungloch unter dem Dach kriechen wollte — ihnen abgetreten hatte. Knurrend. Aber ohne, daß es einer Bitte des Sohnes bedurft hatte.

II.

Zwei Wochen später hatte der von seiner Wanderschaft unvermutet heimgekehrte Schuhmachergeselle August Micheelsen auf der Hohen Straße eine Borderstube gemietet. Von der Witwe des vor einem Vierteljahr gestorbenen

Senators. In einem alten Patrizierhaus, das sich bisher für Geschäftsräume zu vornehm dünkte.

Als Fiel Micheelsen von ihrem Sieben die Höhe des Mietpreises erfuhr, den er obendrein für ein volles Jahr hatte vorausbezahlen müssen, glaubte sie: Gust sei nun auch noch um den letzten Rest des Verstandes gekommen, welchen er von der Wanderschaft zurückgebracht hatte. Die Stadt stimmte der Pantoffelmacherswitwe zu: Uebergeschappt! und schüttelte eine Woche lang zu dem Tun des großen wahnfinkigen Barakensprößlings den Kopf.

Die Senatorswitwe nahm in der ausgeräumten Stube entgegen ihrer Zusage als Letztes auch die Gardinen ab. Sicher war sicher!

Gust stellte vor die beiden nahten Fenster vier mit engmaschigem blauem Drahtgeflecht benagelte, halbmeterhohe Holzrahmen. Es war ihm sehr recht, daß die langherabhängenden Stoffflappen — staubbedeckende Zeugen einer vergangenen Zeit — fort waren. Nahmen sie der Arbeit seiner Hände keine Luft weg! Mindestens eine Stunde später brauchte er des Nachmittags die Lampe hinter seiner Schusterkugel anzustechen! Außerdem konnte man hinsicht wohl von innen auf die Hohe Straße, aber nicht von außen in die Schusterwerkstatt blicken.

Das blaue Drahtgeflecht war in schrägem Auf und Ab weißleuchtend bepinselt. Mit den bedeutsamen Worten: „August Micheelsen, Schuhmachermeister.“

Außerdem ließ Gust ein ganzseitiges Inserat, das erste, welches von solcher Größe ein einheimischer Bürger bestellte, in dem städtischen, dreimal wöchentlich zur Ausgabe gelangenden Kreisblatt erscheinen: Er habe auf der Hohen Straße Nr. 78 neben der Markwardtschen Kolonialwarenhandlung eine eigene Schuhmacherwerkstatt eröffnet und empfehle sich dem pp. Publikum in Stadt und Land zur Anfertigung sämtlicher in sein Fach fallender Reparaturen. Infolge seiner während zehnjähriger Wanderschaft durch ganz Deutschland und einen Teil von Österreich erworbenen Kenntnisse könne er für sachgemäße Ausführung aller ihm anvertrauten Arbeiten Garantie leisten und bitte, unter Zusicherung ziviler Preise, um geneigten regen Zuspruch.

Dann hockte Gust also in seiner Werkstatt, wo außer seinem Schustertisch mit der funkelnden Wasserkugel darauf und dem dreibeinigen Hüter davor nur sechs Stühle wandentlang standen und als einziger Schmuck sein gerahmtes, schnörkelstolzes Meisterdiplom der Tür gegenüber hing, hockte hinter dem weißbemalten blauen Drahtgeflecht und wartete auf Kundshaft. Wartete vergebens.

Ging Stunde um Stunde des Tages hin, ohne daß ein Tritt die Stufen zu der Haustür hinaufstapste, ohne daß bald hernach die aufgeregte Werkstattglocke schrie: „Kun-de! Kun-de!“ So sank der Verzweifelnde mehr und mehr in sich zusammen. Kam aber doch ein Städter aus Neugier, ein Ländler aus Zufall, mit einem Glückwunsch oder gar einer Neubestellung zu dem beschäftigungslosen Schuhmachermeister, Hohe Straße Nummer 78, so saß Gust, noch ehe die Tür zu seiner Werkstatt sich öffnete, wie ein König auf dem Thron hochgereckt auf seinem Schusterhüter.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stadtbataillon 28 anno 1914.

(Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen.

Der Fahneneid.

Um halb Zehn mußten alle, auch die Unteroffiziere, wieder im Rangonnement sein. In qualvoller Enge, zusammengepfercht wie Häringe, versuchte man zu schlafen. Es dampfte förmlich von den nassen Uniformen, die an den schon vorhandenen Kleiderhaken und schnell zusammengeschreinerten Ständern hingen. Diese Schwaden vermochten jedoch den Fußschweiß und die verschiedenen andern Gerüche nicht niederzuhalten. Auf schreckliche Art wurden dadurch die Hustenreize gelitzelt. Wegen den versperrenden Ständern war ein Deffnen der Fenster unmöglich. Wer zum Atemholen sich auf den Korridor flüchten wollte, trat auf die im Stroh verborgenen Füße, was jedesmal eine lästerliche Schimpfarei absekte. „Welcher verd... H...affe tschalpet mir wieder uf d'Scheiche, Himmelmilliondonnerwetter!“ war noch nicht das wüsteste, was der Uebeltäter zu hören bekam. Erst als der Führer rechts sich neben der Türe aufs Stroh legte und den Schlüssel umdrehte, trat endlich einigermaßen Ruhe ein. Aber um Mitternacht war schon wieder der Teufel los. Einem Kleiderständer war die Last zu schwer geworden. Mit Krach brach er zusammen und den unter ihm Liegenden auf die Köpfe. Wahrhaftig, eine unruhige Nacht, reich an dramatischen Zwischenfällen und melodramatischen Ergüssen! Wir alle waren froh, als die Dämmerung und mit ihr die Tagwache diesem „faulen Zauber“ ein Ende mache. Die Uniform hatte sich soweit getrocknet, daß sie wenigstens nicht mehr naß auf der Haut lag. Uebrigens trocknete sie bald vollends, denn der 5. August schenkte uns vom wolkenlosen Himmel eine brennend heiße Sonne, die bis zum Abend vielen noch ungeahnte Strapazen bereitete.

Die in Bern mobilisierten Einheiten marschierten alle auf die Allmend zum Fahneneid. Es war ein farbenprächtiges Bild geschlossener Kraft und einheitlichen Willens. Die Fahnen rauschten im Winde, die aufgepflanzten Bajonette blitzten und ungeduldig, verhalten tänzelten die Pferde. Die Bolligenallee war gedrängt voll Zivilisten, die dem feierlichen Akt bewohnten. Eine eigenartige Stimmung hatte auch uns Wehrmänner gepaßt. Keiner von uns hatte bis jetzt öffentlich und feierlich einen Schwur getan. Jeder war sich der Bedeutung und Tragweite eines solchen bewußt. Der Geist der Ahnen ging in unsern Reihen um, die moralische Kraft der von Generation zu Generation ererbten Eigenschaft der alten Eidgenossen in der Treue zur Heimat machte auch die Vorlautesten und Unwilligsten stumm und nachdenklich. Niemand brauchte es uns erst zu erklären, alles begriff von selbst den überwältigenden Sinn dieser Stunde, die Notwendigkeit zur aufopferungsbereiten Hingabe von Blut und Leben.

Bor dem Abmarsch nach dem Beundenfeld hatte unsere Kompanie in der Nägeleigasse die Gewehre und Tornister zusammengestellt. Was an der Ausrüstung noch fehlte, wurde nun ergänzt. Es war ein eigenartiges Gefühl, mit welchem wir das Verbandpäckchen in der linken Waffenrocktasche versorgten und die Erkennungsmarke um den Hals hängten. Beides wurde zuerst eingehend betrachtet. Das „Toten“ oder „Himmelfahrtstäfeli“ gab besonders zu denken! Den psychologisch richtigen Moment erfaßte die Heilsarmee, indem sie den Soldaten Gebetbücher und Testamente in Taschenformat verteilte. Ich wußte nicht einen, der dasselbe zurückgewiesen oder darüber gespottet hätte. Die Unsicherheit der Kriegslage für unser eigenes Land, unterstützt durch die unsinnigsten Gerüchte, brachte einen nahen Tod auf dem Felde in den Bereich der Möglichkeit. Man mußte